



Roger Schutz, der Prior von Taizé, und Mutter Teresa: Sie trägt ein Friede, der höher ist als alle Vernunft.

Foto: Kurrath

Hier Glaube, hier Vernunft

Die Torheit dieser Welt

Es geht um das wirkliche Ziel des Lebens Von Walter Schmithals

Für Christen ist Ostern die große Zäsur des Seins. Die Welt aber folgt der Vernunft oder der Unvernunft.

Dennoch suchen wir weiter nach dem Sinn des Lebens. Es ist die Logik des Herzens, die wir brauchen.

Als der Apostel Paulus im ersten Brief an die Korinther schrieb, Gott habe die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht, und als Martin Luther die Vernunft drastisch eine Hure nannte, die mit Gott Blindekuh spiele und gegen die anzubellen er verpflichtet sei, stand beiden die göttliche Vernunft der griechischen Philosophie beziehungsweise des Humanismus vor Augen, mit deren Hilfe der Mensch imstande war, Gott zu erkennen, gemäß dem Goetheschen Vers aus der Einleitung zur Farbenlehre:

*„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“*

Gegen solche Überhöhung menschlicher Kraft wandten sich Paulus und Luther. Sie konnten die menschliche Vernunft so hoch unmöglich schätzen und plädierten für den Gehorsam des Glaubens als Weg der Gotteserkenntnis.

Wenn heute Vernunft und Glaube gegeneinander treten, so beansprucht die Vernunft für sich keine Göttlichkeit mehr und keine Gotteserkenntnis. Vernunft ist gesunder Menschenverstand, wissenschaftliches Denken, objektive Analyse, vor der Göttliches keinen Bestand hat und Glaubenswahrheit sich verflüchtigt.

Die Wende wird von der Aufklärung markiert. Die Aufklärung ermutigte den Menschen zum unbefangenen, vorurteilslosen Gebrauch seiner Vernunft, weil er unfehlbar auf die ewigen Wahrheiten stoßen werde, wenn er keiner fremden Autorität folge. Als die Aufklärung abtrat, ließ sie dem Menschen eine Welt zurück, die keineswegs vernünftig, geschweige denn sinnvoll, sondern nur noch wissenschaftlich war – „ein Tor zu tausend Wüsten stumm und kalt“ (Nietzsche).

Zuerst produzierte der Aufbruch der Naturwissenschaft in ein Land unbegrenzter technischer Möglichkeiten zwar noch die Utopien der vollkommenen Gesellschaft; der „wissenschaftliche Materialismus“ prognostizierte die große Veränderung, die apokalyptische Wende der Geschichte zu einem neuen Menschen und zur neuen Erde. Der große Sprung aber blieb aus; geblieben sind ekstatische Zuckungen des in Glaubensbekenntnisse hinein erstarrten revolutionären Geistes.

Die Philosophie, heruntergekommen zur Human- und Gesellschaftswissenschaft, hat sich von der Veränderung, auf die es nach

Marx ankam, ab- und wieder der Interpretation zugewandt; wir erfahren, warum alles so ist, wie es ist. Der erfreuliche Wohlstand in den technisch versierten Gesellschaften wurde längst zum Gradmesser der Armut an jenen umfassenden Sinngebungen, die einst der Glaube vermittelte.

Der zur Vernunft — zu seiner Vernunft — gekommene Mensch der Neuzeit begegnet immer nur sich selbst: den Fragen, die er an sich stellt; den Antworten, die er sich gibt; den Zielen, die er sich setzt; den Experimenten, denen er sich unterwirft; den Analysen, die er über sich anfertigt. Er findet auf allen seinen Wegen nur sich und damit den Tod. Die Schlange, „die kleine Privatdozentin“ (H. Heine), ist erfolgreicher als je: Der Mensch, der auf der Suche nach seiner Allmacht vom Baum der Erkenntnis aß, findet sich nackt vor den Toren des Paradieses wieder.

Es wäre ein Selbstmißverständnis des Glaubens, wollte er aus dem Bankrott der Vernunft schließen, nun sei seine Zeit wiedergekommen. Ein Glaube, der von der Vernunft zerstört werden konnte, bleibt zerstört, auch wenn die Vernunft selbst ihre Wechsel nicht einlösen kann.

Ein Glaube, den die neuzeitliche Vernunft zerstörte, hatte sich indessen schon selbst mißverstanden. Es ist ein Glaube, der sich auch heute noch gerne in den Lücken der Vernunft in der verwegenen Hoffnung ansiedelt, einmal deren System sprengen zu können. Aber der Glaube ist ~~zwar~~ die Krisis der Vernunft, nicht ~~jeder~~ ihr Konkurrent. Der Glaube hat es mit dem Frieden Gottes zu tun, der zwar nicht wider die Vernunft, wohl aber, einem Wort des Apostels zufolge, höher als alle Vernunft ist.

Der Glaube stellt den Menschen, der alles in Frage stellt, selbst in Frage. Er nimmt den Menschen, der mit seiner Vernunft alle Wirklichkeit einfangen will, selbst gefangen im Zuspruch der Gnade. Dem Glauben geht es um die Erkenntnis des Menschen in jenem anderen Sinn, daß er erkennt, wie er erkannt ist. Der Glaube löst den in sich zurückgekrümmten Menschen von sich selbst; er stellt den an sich selbst verlorenen Menschen außer sich.

Während der vernünftige Mensch im Zugriff auf die Dinge Wissen sammelt und dabei sich selbst zum Ding macht, begreift der Glaubende in existentieller Erfahrung die Wahrheit des Daseins. Der vernünftige Mensch betätigt sich als Subjekt und ergreift das vernünftig Erreichbare; der Glaubende erfährt sich in all seiner Tätigkeit als Objekt des ihn Umgreifenden, als selbst ergriffen.

Der Glaube macht der Vernunft keine Vorschriften; denn er fürchtet das Denken nicht. Aber er hält die Vernunft in den ihr eigenen Grenzen fest, indem er aus seiner Erfahrung bestreitet, daß Wahrheit und Wirklichkeit mit dem zusammenfallen, was sich dem Zugriff der Vernunft erschließt. Der Vernunft eignet keine göttliche Schöpferkraft; sie ist nachdenklich. Sie denkt auch dem Glauben nach — Theologie ist nichts anderes als ein Nach-Denken des Glaubens —, aber sie kann der Erfahrung

des Glaubens nicht widersprechen. Wissenschaftliche Versuche, den Glauben zu widerlegen, verkehren das vernünftige Denken ebenso in Torheit wie eine Wissenschaft, die Gott beweisen will, und lassen die Torheit des Glaubens in der ihr eigenen Weisheit hervortreten.

Als an der Schwelle der Neuzeit die Vernunft gegen den Glauben antrat, wies Pascal, selbst einer der genialsten Mathematiker und Naturwissenschaftler seiner Zeit, diesen Angriff in einem geschliffenen Wortspiel zurück: *Le coeur a ses raisons que le raison ne connaît pas* — Das Herz hat seine Einsichten, welche die Vernunft nicht kennt. Warum nur der Vernunft, nicht auch dem Herzen vertrauen? Während der fromme Aufklärer versuchte, den Zweifel, der aus der Zertrümmerung des anschaulichen Himmels erwuchs, mit Hilfe der Vernunft selbst zu überwinden, indem er die großartige Harmonie des nach göttlichen Gesetzen geordneten Planetensystems als Zeichen der göttlichen Weisheit und Fürsorge anschaute, wußte Pascal um die Andersartigkeit der Glaubensgewißheit.

Im Gegenüber zur Logik der rechnenden Vernunft entdeckte er die Logik der Herzen. „Es ist das Herz, das Gott spürt, und nicht die Vernunft. Das ist der Glaube: Gott spürbar im Herzen und nicht in der Vernunft.“ In diesem Sinne kann er sagen, wahrhaft philosophieren heiße, der Philoso-

phie spotten: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs — nicht der Philosophen und Gelehrten.“

In seiner von der Vernunft abgezogenen inneren Erfahrung empfängt der Mensch die Gewißheit Gottes. Der Zweifel läßt sich nicht durch eine Vermehrung von Gründen überwinden, sondern nur durch das Wagnis des Glaubens selbst. Der bewiesene Gott ist ein Götze ebenso wie der durch Beweise abgeschaffte. Nur in der existentiellen Erfahrung von Sünde und Gnade lernt der Mensch in Wahrheit Gott und sich selbst erkennen.

In diesem Pascalschen Sinn und unter Verweis auf den Apostel Paulus, der die Weltweisheit eine Torheit nannte, hat Martin Heidegger nach dem letzten Krieg gefragt, „ob die christliche Theologie sich noch einmal entschließt, mit dem Wort des Apostels und ihm gemäß mit der Philosophie als einer Torheit Ernst zu machen?“ Vernimmt der Glaube eine solche Aufforderung zur Selbstbesinnung aus dem Munde eines philosophisch derart radikal fragenden Philosophen wie Martin Heidegger, so hat er doppelten Grund, sich angesichts der philosophisch entleerten Vernünftigkeiten, die menschliches Dasein in unseren Tagen naturwissenschaftlich, soziologisch oder humanwissenschaftlich zu begründen pflegen, auf den ihm eigenen Grund zu besinnen.

Das Wissen des Glaubens ist als Weisheit des Herzens nicht allwissend. Der Glaube braucht darum auch nicht auf allen Ebenen mit der Vernunft zu streiten. Aber wo es um die Wahrheit des menschlichen Daseins geht, folgt der Glaube seinen eigentümlichen Gründen und nicht einer allwissenden Humanwissenschaft.

Deren Aufbruch ging Hand in Hand mit der Religionskritik des vorigen Jahrhunderts. Dabei war es nicht vor allem eine Zukunftserwartung, die Veränderung im Diesseits an die Stelle von Vertröstung auf das Jenseits und zeitliches Wohl an die Stelle von ewigem Heil setzte, welche diese Kritik bestimmte.

Als Marx die Kritik der Religion für beendet erklärte und den Menschen zum höchsten Wesen für den Menschen erhob, war er sich vielmehr darüber klar, daß damit ein neues Menschenbild geboren und das Menschenverständnis der Bibel zur Unwirklichkeit verurteilt war. Eine materialistische Humanwissenschaft aus dem Geist der aufgeklärten Vernunft stand nun gegen das Menschenbild des Glaubens.

Im Geist jenes Menschenbildes erhebt die Vernunft den Anspruch, den Menschen erkennen und ihm — damit — auch helfen zu können. Endlich sei aufgedeckt, was der Mensch ist und was zu seinem Besten dient; damit kann er aus seiner Entfremdung

heimkehren und Mensch auch werden. Zwar sind die utopischen Bilder von der heilen Welt im Jenseits der Gegenwart auf einer vom vernünftigen Menschen radikal veränderten Erde längst vergilbt; die Vernunft aber bleibt der Weg zur Wahrheit, auch wenn dieser Weg in das sich ausbreitende Nichts der Sinnlosigkeit führt.

Der Glaube stellt dieses Denken grundsätzlich in Frage, und zwar aus dem eigenen Wissen vom Menschen, das seine guten Gründe des Herzens hat. Der Glaube versteht die Entfremdung des Menschen von sich radikal und erfährt, daß der Mensch sich selbst von sich aus nicht kennt. Nach dem Verständnis des Glaubens weiß der Mensch weder, was zu seinen Besten dient, noch was er in seinem Tun eigentlich tut. Und weil er sich über diesen Zustand nicht im klaren ist, hält er sich in seiner Vernünftigkeit für souverän, so daß er ständig das Leben zu ergreifen meint, wo er, ohne es zu wissen, den Tod erntet.

Diesen Zustand nennt die Bibel „Sünde“, so daß „Sünde“ weder Defekt noch partielle Verfehlung, sondern Selbst-Verfehlung ist, eine totale, oft in höchstem Maße moralische und vernünftige Verkehrung des Daseins. Nicht Leistung, sondern Gnade, nicht Erkennen, sondern Angenommen-Sein, nicht Vernunft, sondern Vertrauen bringen den Menschen des Glaubens deshalb in die Wahrheit seines Daseins.

An dieser Stelle liegt in unserer Zeit der Streitpunkt zwischen autonomer Vernunft und Glaube.

Darum wird der Glaube nicht zu Ostern mit der Vernunft über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines leeren Grabes streiten noch auch den Osterglauben der ersten Zeugen in dieser oder jener Weise „vernünftig“ ableiten. Aber er wird mit den Osterzeugen das Kreuz Jesu so in das österliche Licht rücken, daß es heilvoll als unser Kreuz sichtbar wird, nämlich derart, daß wir uns selbst, unser autonomes Ich, in den Tod geben, um uns aus dem Tod – aus dem ganz Unvernünftigen, dem Nichts, als welches Gott dem Unglauben erscheint – zu empfangen. Von Ostern her erweist sich Jesu „Mein Gott, mein Gott“ stärker als das „Warum hast du mich verlassen?“. Eben diese Erfahrung macht der Glaubende, der „Jesu Kreuz auf sich nimmt“.

Dieser Glaube ist nur möglich im Einsatz des eigenen Daseins. Glaube kann nicht wie die Vernunft im Wägen beharren, er ist Wagnis. Aber ist es weniger gewagt, auf die autonome Vernunft zu setzen?

Die Vernunft unserer Zeit pflegt gegenüber dem Glauben intolerant zu sein. Der Glaube toleriert die Vernunft in ihren

Grenzen; er ermutigt sie. Er ist gelassen genug, den Wissenschaften ihren Weg zu lassen. Er ist stark, auch radikales philosophisches Fragen und Forschen zu begrüßen. Er ist weise, das weite Feld der Politik der Vernunft anheimzustellen.

Es ist geradezu ein Zeichen von Schwäche und Verlust des Glaubens, wenn er die Felder der Vernunft meint besetzen zu können. Nur wo der Glaube seiner selbst nicht mehr gewiß ist, vagabundiert er in fremdem Land, und indem er dabei das Vernünftige zu heiligen vorgibt, profaniert er sich selbst. Wir erleben es weltweit, wie der depravierte Glaube das Politische zu verderben imstande ist, wo immer er das Relative absolut setzt und Heil zu verwirklichen sucht, wo man froh sein muß, wenn flüchtiges Wohl erreicht, ja wenn die Katastrophe abgewendet wird.

Indessen läßt der Glaube die Vernunft nicht allein. Die Liebe, in welcher der Glaube tätig ist, schlägt die Brücke zu den Bereichen des Handelns aus Vernunft. In der Liebe bewährt der Glaubende seine gelassene Freiheit zum Handeln in einer unvollkommenen Welt und unter dem Anspruch und den Möglichkeiten des Denkens, Urteilens und Entscheidens.

Aber er erwartet nicht von der Vernunft, daß sie Glaube und Liebe begründe. Gott, der sich in der Torheit des Kreuzes offenbart, will nicht, daß wir ihn erklären, und er stellt sich auch nicht der Vernunft als Schlüssel zur Verfügung, in die verborgenen Geheimnisse der Welt einzudringen. Gott will, daß der Mensch lebt. Darum erfährt der Glaube die Vergebung als Befreiung von der Macht der Vergangenheit und die österliche Hoffnung als Befreiung von der Sorge um die Zukunft; er erfährt so das Geschenk lebendiger Gegenwart.

Pascal beschrieb den Unglauben mit den Worten: „Niemals ist die Gegenwart Ziel, Vergangenheit und Gegenwart sind Mittel, die Zukunft allein ist unser Ziel. So leben wir nie, sondern hoffen zu leben, und so ist es unvermeidlich, daß wir in der Bereitschaft, glücklich zu sein, es niemals sind.“ Voltaire reagierte darauf ebenso vernünftig wie verständnislos: „Wie konnte ein Geist wie Pascal auf einen so verkehrten Gemeinplatz verfallen?“ Dächte der Mensch nicht an den kommenden Tag, „würde er heute im Elend umkommen. Nur Kinder und Schwachsinnige denken an nichts als an die Gegenwart. Sollen wir ihnen etwa gleichen?“

Allerdings, meint Jesus: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in die Herrschaft Gottes kommen.“ Der Glaube hat eben seine Einsichten, welche die Vernunft nicht kennt. Im Sinne dieses Glaubens ist sehr einsichtsvoll, was Matthias Claudius betete:

*„Gott, laß dein Heil uns schauen,
auf nichts Vergänglich's trauen,
nicht Eitelkeit uns freun.
Laß uns einfältig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein.“*

Professor Dr. Walter Schmithals lehrt Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin.